Unser Vogel wurde bisher im östlichen Asien, vom Baikal zum Amur, in Nordsibirien, dem Amurlande, China und Indien gefunden. Hier wird sogar von Blyth das Nest beschrieben; allein es ist diesem ausgezeichneten Forscher nur gebracht worden, zwar mit den angeblichen Alten, allein die Beschaffenheit des Nestes führt mich zu der Ueberzeugung, dass hier eine Täuschung des Ueberbringers vorgelegen, zumal das Nest keine Eier enthalten. Vermuthlich sind die Vögelchen in der Nähe desselben herumgeklettert und man hat sie dem Neste annectirt.

Was das Vorkommen des *Ph. superciliosus* Cab. betrifft, so ist dasselbe bis zu diesem Augenblick noch unbekannt. Vielleicht in den Gebirgen der Türkei und Ungarns; weit im Osten Europas oder in Asien ist er mit Sicherheit nicht beobachtet und höchst wahrscheinlich uns näher heimisch, als wir dies bisher geglaubt haben. Diese kleinen Vögel leben im Sommer sehr versteckt und werden daher leicht übersehen. Wie lange ist es denn, dass man *Muscicapa parva* nur im fernen Osten suchte, während sie schon in Pommern ganz heimisch ist!

Warbelow bei Stolp, 12. December 1871.

Ausrottung der Singvögel.

Von

C. Preen.

Täglich steigern sich die Manifestationen gegen das Halten der Stubenvögel oder der Singvögel in Käfigen. Die Angriffe treten in den verschiedensten Formen hervor, und die Vertreter dieser Richtung, die sich Vogelfreunde nennen, bedienen sich aller Mittel, die ihnen zu Gebote stehen, um ihre Ansichten zu den dominirenden zu machen, und ihre Zwecke, die sie verfolgen, zu verwirklichen. Sie benutzen seit Jahren die Presse, bilden Vereine, um durch grössere Gemeinsamkeit zu imponiren. Ihre fortgesetzten, eifrigen Bemühungen sind deshalb von dem besten Erfolge gekrönt worden, unsere Regierungsbehörden haben schon einen Erlass bekannt gemacht, in dem nicht nur das Fangen der sämmtlichen Singvögel, mit alleiniger Ausnahme der Krinitzer (*Loxia*), sondern auch der Handel mit denselben verboten ist. Ferner hat die Versammlung der Vereine, die sich zum Schutze der Thiere gegen Quälerei gebildet haben, zu Zürich beschlossen, dass alle ihre Theilnehmer bei ihren resp. Regierungen dahin wirken möchten, dass

ein Verbot gegen das Halten von Vögeln, also schon nicht mehr Singvögel allein, erlassen würde.

In Folge dieser Thätigkeit, die in den beiden eben angedeuteten Kundgebungen gipfelt, stehen uns Liebhabern der Stubenvögel böse Zeiten bevor, und scheint es fast, als ob wir unserer althergebrachten und berechtigten Liebhaberei entsagen müssten. Denn sobald keine Singvögel mehr gefangen, verkauft oder gekauft werden dürfen, so ist das Ende von selbst da, höchstens würde die Ausnahme gestattet, wenn bei stürmischem Schneegestöber im Winter schutzsuchende Vögel freiwillig sich bei uns einquartierten, und wir diesen Unglücklichen auch für längere Zeit eine erquickliche und sorgenlose Existenz gewährten. In diesem Falle würden wir mit den Regierungsbehörden vorläufig nicht in Collision gerathen. Wir hätten ja nicht gefangen und nicht gekauft. Es hätte sich nur, nach Schulze-Delitz'schem Muster, ein reines Associations-Verhältniss zwischen dem kleinen, Schutz und Pflege Bedürftigen und uns gebildet, und dieses ist ja Gott sei Dank erlaubt. Aber jetzt kommt der Anti-Thierquälereiverein, schickt uns seinen Abgeordneten und lässt uns bedeuten: nichts ist grausamer, als einen Vogel in einem Käfig zu halten, und er mag lieber wie ein antiker Held, der ja auch nur unter gewissen Bedingungen, wie er sich einbildete, leben durfte, im Schnee, Regen und Kälte bei Frost und Hunger zu Grunde gehen, als ein behagliches Leben bei seinem ihn wirklich liebenden Freunde führen. Hier möchte ich zur Erörterung der Frage übergehen, wer hat am meisten Recht, sich der Freund und Fürsorger der Vögel zu nennen, ob derjenige, welcher ein Bedürfniss fühlt, stets von diesen kleinen Lieblingen umgeben zu sein, um mit ihnen und durch sie froh und fröhlich zu leben, oder diejenigen, die die Vögel sich selbst überlassen wollen in den Gebirgen und Wäldern, wo sie selbst so wenig wie möglich mit ihnen in Berührung kommen.

Wir Liebhaber der Stubenvögel setzen unsere Lieblinge doch nicht aus denselben Gründen und Absichten in ihre Behausungen, wie die Könige von Frankreich ihre Gefangenen in die Bastille. Wenn ich einen Vogel sechs bis zehn Jahr in meiner Gesellschaft gehabt habe, wenn wir vollständig eins geworden sind, wenn ich alle seine kleinen Wünsche und Leidenschaften auf das liebevollste und bereitwilligste befriedige, wenn ich sehe, wie er sich in den freudigsten Ausdrücken äussert, sobald ich mich ihm nähere, sollte da kein Freundschaftsband zwischen uns sein? Wie betrübt und

traurig bin ich stets, wenn ein kleiner langjähriger Freund und Gefährte, die wir beide Vieles und sogar manches Abenteuer zusammen erlebt haben, mir abstirbt. Wenn ich also so vertraulich mit meinen kleinen Schutzbefohlenen in wechselseitigen Liebesbezeugungen lebe, so wird doch wohl Niemand behaupten wollen, dass dies Alles von meiner Seite geschähe, um mein Herz an Thierquälerei zu laben. So habe ich nun seit 40 Jahren mit ihnen gelebt, mit ihnen mich erfreut, dass ich in Kenntniss ihres Wesens, ihrer Art zu sein, ihrer Bedürfnisse, keinem Kenner der Stubenvögel, mag er nun als blosser Gelehrter oder Liebhaber mit ihnen in Berührung gekommen sein, nachstehe, im Gegentheil durch mein eifriges fortgesetztes Studium und meine genauen Beobachtungen Kenntnisse erstrebt habe, die wohl nur Wenigen bekannt sein dürften.

Ich werde später darauf zurückkommen, diese Behauptungen zu erläutern und zu beweisen. Ich glaube deshalb auch vollständig berechtigt zu sein, in diesem Kampfe mein Schwert mitzuziehen. Wer sind nun diejenigen, die sich in jüngster Zeit mit einem Male als Beschützer der Vögel aufwerfen und für deren Wohl und Wehe auf alle Art und Weise sorgen wollen? Nun es sind eben Leute, die ganz gute Absichten haben, von dem Wesen der Vögel und Thiere aber fast keine Idee besitzen, ja der Volkswitz in meiner Heimath würde sagen: sie können noch nicht einmal einen Vogel von einer Katze unterscheiden. Sie sind theils übersentimentale Schwärmer oder sehr oberflächliche Beobachter. Ihre Beweisführungen sind deshalb grösstentheils matt oder rein aberwitzig, ich werde auch hierfür später erbauliche Exempel anführen. Ich möchte nunmehr zur Behandlung der Frage übergehen, wozu sind die Thiere, zu denen ja wohl auch die Vögel gehören, von Gott geschaffen, nur zum Nutzen der Menschen oder auch zu ihrem Vergnügen? Man sollte glauben, eine so einfache Frage bedürfte keiner Erörterung, sie läge klar und deutlich in ihren Beziehungen nach allen Seiten vor uns, und dennoch bin ich gezwungen, näher darauf einzugehen, denn wäre die Beantwortung Allen so deutlich und einfach wie mir, so würde sie gar nicht vorhanden sein. Ich glaube wohl, dass, wenn über diese Frage ein „suffrage universel“ abgehalten würde, die Mehrzahl der Stimmen auf meiner Seite sein würden, sie würden mit mir behaupten, die Thiere sind nicht allein dazu da, dass wir sie verzehren, wodurch wir auch die zweifelhafte Ehre erworben haben, die grössten Raubthiere zu sein, und dass sie für uns arbeiten, überhaupt zu unserm Nutzen, sondern sie sind

auch dazu erschaffen, dass wir uns an ihnen erfreuen, mithin zu unserm Vergnügen. Oder ist in einem Naturgesetze oder einer von weiser Menschenhand entworfenen Verordnung genau bestimmt, welche Thiere zum Nutzen und welche zum Vergnügen vorhanden sind? Ich habe ein solches Naturgesetz nicht herausklügeln können, und ein Gemachtes nirgends gefunden. Sollten aber die Thiere nur zu unserm Nutzen geschaffen sein, so dürften auch nur die Thiere von Menschen gehalten und geduldet werden, die uns einen absoluten Nutzen verschaffen, alle übrigen müssten als nutzlos, oder gebrauchen wir ein mehr verwandtes Wort, als unnütz ohne Gnade und Barmherzigkeit ausgerottet werden. Es würden also der Guillotine der Nützlichkeits-Principienreiter verfallen alle Reitpferde, namentlich Rennpferde, Hunde, ausser Hirtenhunden und Hofhunden, Jagdhunde sind ja auch überflüssig, weil die Jagdthiere als schadenbringend, d. h. nutzlose, recht bald mit allen Mitteln, womöglich allgemeiner Vergiftung, ausgerottet werden müssten, Katzen, die nicht unbedingt des Mausens wegen gehalten werden oder denen nachgewiesen werden kann, dass sie nicht regelmässig ihr Quantum Mäuse fangen, weisse Mäuse, Kaninchen, Perlhühner, Pfauen, Tauben u. s. w. Es müssen entweder viele Thiere, die grösstentheils nur zum Vergnügen gehalten werden, abgeschafft werden, oder man muss zugeben, dass die Thiere auch zum Vergnügen gehalten werden können. Sobald die Thiere aber im Allgemeinen zum Vergnügen gehalten werden können, sehe ich durchaus nicht ein, weshalb von dieser Kategorie die Singvögel ausgeschlossen werden sollen. Logik ist in diesem Bevormundungssystem wenigstens nicht zu entdecken.

Doch unsere Gegner sind nicht verlegen, einen plausibeln Vorwand, um uns unserer Freude zu berauben und uns unserer Neigung, auch den Thieren mit Liebe zu begegnen, zu entfremden, zu finden. Ja, sie sagen, durch das Ausrotten der Singvögel geschieht der Land- und Forstwirthschaft ein unersetzlicher Schaden. Wir wollen annehmen, jene Herren glauben wirklich selbst, was sie sagen, ferner wollen wir zugeben, dass die Vögel, Singvögel und andere der Land- und Forstwirthschaft Nutzen bringen, so kann dieser Nutzen doch nur darin bestehen, dass die Vögel Insecten vertilgen; und dies thun sie nicht zum Vergnügen, auch nicht um sich dem Menschen angenehm zu machen, sondern lediglich, weil sie zu ihrer Nahrung dienen. Wie steht es nun aber mit den Vögeln, die durchaus keine Insecten fressen, sondern nur von Sämme-

reien leben, wie Gimpel, graue Hänflinge, rothe Hänflinge, gelbe Hänflinge, Zeisige, Stieglitze, Kernbeisser, Zetscher, die absolut keinen Nutzen gewähren, im Gegentheil dadurch, dass sie den Samen der Waldbäume und der Gartenfrüchte und auch den Feldfrüchten, namentlich Rübsen, Rapssamen, Mohn den grössten Schaden zufügen, ausgerottet werden müssen, d. h. nicht nach meiner Ansicht, sondern der der Nützlichkeitsfanatiker. Aber ist der Nutzen, den die insectenfressenden Vögel stiften, wirklich so bedeutend, wie uns vorgerechnet wird, wenn es heisst: eine Grasmücke frisst in einer Minute 60 Insecten, macht pro Tag $60 \times 60 \times 24$, also pro Jahr $60 \times 60 \times 24 \times 365 = \infty$. Jedes Insect hätte, wenn es leben geblieben wäre, eine Beere oder ein Korn vernichtet, mithin sind ∞ viele Körner oder Beeren durch eine einzige Grasmücke der Menschheit erhalten oder noch besser geschaffen worden.

Dem ist aber nicht so; ob wir reichliche oder schlechte Ernten machen, hängt lediglich von der Witterung ab und nicht von der grösseren oder geringeren Menge der Vögel. Im Gegentheil ist diese ganze Nützlichkeitstheorie sehr problematisch, wie Spielhagen sagen würde. Sie thün eben so viel Schaden, wie Nutzen. Welchen Schaden richtet der Buchfinke im Frühjahre an, wenn er stets unsere ausgesäeten Sämereien zu seinem Frühstück oder Mittagsbrot wählt. Die Grasmücken fressen uns mehr Kirschen, Johannisbeeren und Himbeeren, als sie uns durch Wegfressen der blüthenzerstörenden Insecten erhalten. Vor einer Reihe von Jahren hatte ich einen mit Gerste bestellten Acker, daneben im Garten ein Beet Kohl, das sehr von Raupen besetzt war. In derselben Zeit hatte ich irgendwo eine grosse Erörterung gehört oder gelesen, in der sehr gelehrt auseinander gesetzt wurde, wie der alte Barbarismus, der in der Verfolgung der Sperlinge bestände, vertilgt werden müsse. Da meine Gerste von dem Kohl durch einen lebendigen Zaun getrennt war, so benutzten grosse Schaaren von Sperlingen denselben als einen bequemen und schützenden Sammelplatz. Nach meinen früheren Erfahrungen hätte ich die Gerste gegen die Sperlinge durch triftige Mittel verwahrt, nun aber wollte ich doch die neue Theorie von der ausserordentlichen Nützlichkeit der Sperlinge versuchen und liess Sperlingen und Raupen ihren freien Willen. Was war nun das Resultat? Nach einigen Wochen hatten die Sperlinge die Gerste, und die Raupen den ganzen Kohl, ohne auch nur im mindesten von den ersteren belästigt zu werden, gefressen. In meinem Garten sehe ich täglich, wie die Roth-

schwänzchen mehr Bienen, als sonstige Insecten fangen, und möchte deren Nützlichkeit mit ihrer Schädlichkeit sich in vollem Gleichgewichte befinden. So liessen sich noch viele Beispiele anführen, auch von anderen Thieren. Jeder Mechaniker weiss, dass Wirkung und Gegenwirkung sich stets neutralisiren, d. h. im guten Deutsch: jedes Ding hat seine zwei Seiten. Ich glaube wohl genug gesagt zu haben, um einen Unparteiischen bestimmen zu lassen, ob der Nutzen, den die Vögel stiften, wirklich so gross ist, um dadurch zu motiviren, dass die Welt in's Arge gerathen werde, wenn wir einige Vögel im Zimmer halten.

Ausserdem wird aber auch viel Humbug mit der Nützlichkeit der Vögel getrieben. So las ich im Sommer 69 eine kleine Notiz, die eine sehr lebhafte Verbreitung in allen Zeitungen, als eine Art Wundermähr, fand. Es wurde mit ungeheurer Emphase erzählt, wie der Gastwirth oder Restaurateur N. N. in den Bäumen, welche die Umgebung seines Gebäudes verschönerten, 500 künstliche Brütkästen für Staare u. s. w. angelegt habe, die auch sehr reichlich von der Vogelwelt benutzt würden. Die Folge davon sei, dass in seinem Gefilde auch nicht eine einzige Raupe zu finden sei. Nun, jener gute Mann brauchte von dieser Thatsache nicht einen so gewaltigen Lärm zu machen, und seine Verehrer hätten sich hüten sollen, diese Merkwürdigkeit, ohne dabei zu denken, nachzubeten. Ich habe in diesem ganzen Jahre in Gegenden, wo sich Vögel aufhalten, und auch dort, wo sie fast gänzlich fehlen, nirgends Raupen gesehen, kann sogar noch hinzufügen, dass alle Insecten, die ich künstlich züchte, in diesem unglückseligen Jahre nicht gerathen sind. Aehnlich wie diese Beobachtung sind auch viele andere, die nicht lediglich von Reclame machenden Gastwirthen herrühren, sie sind einmal, wohl auch mehrere Mal, aber nicht consequent und nicht mit Logik gemacht. Sogar Leute, die sonst sehr unterrichtet sind und sich den Ruf grosser Naturforscher erworben haben, haben sich in dieser Beziehung bedeutender Verstösse schuldig gemacht. Man muss eben Jahre lang gründliche Beobachtungen machen, wenn man sein Urtheil als massgebend aufstellen will.

Die Nützlichkeitsfanatiker sind doch am Ende unsere ärgsten Widersacher nicht, sie werden sich vielleicht zufrieden geben, wenn wir ihnen den Schaden vergüten, den wir ihnen durch das Fangen und das Halten der Vögel verursachen. Diese sind praktische Geschäftsleute, und mit einem guten Geschäftsmanne ist gegen ein Stück gutes Geld so ziemlich Alles anzufangen, deshalb wollen wir

sie nicht fürchten und mit ihnen nöthigenfalls schon fertig werden. Viel gefährlicher ist die andere Coterie unserer Angreifer, welche das Halten der Vögel für Thierquälerei erklärt wissen wollen. Sie stehen nicht mehr auf dem nüchternen Standpunkte der Wirklichkeit, sondern bilden eine Secte von Schwärmern, und mit Schwärmern ist böses Beweisführen, sie haften fest an dem einmal eingesogenen Vorurtheil; doch wollen wir auch sie angreifen und mit leichter Mühe das vorurtheilsfreie Publikum auf unsere Seite bringen, indem wir zeigen, dass ihre Meinungen nur in einer krankhaften Richtung der Nerven, in einer übertriebenen Weichlichkeit beruhen und ihre Argumente fast stets an das Lächerliche streifen. Meine eben ausgesprochenen Worte scheinen schroff und hart zu sein, aber wer unparteiisch die jetzt kommenden Thatsachen gelesen haben wird, wird mir beipflichten.

Hier muss ich von vornherein auf das energischste protestiren, dass wir Thierquäler sein sollen. Ich habe schon gesagt, ob wir zugleich Thiere wirklich lieben können, um sie mit unserer Liebe zu quälen. Ich kenne nur eine Liebe, die schliesslich zur Qual wird, Gottlob aber nicht aus eigener Erfahrung, diese Liebe ist die mit der Eifersucht verbundene. Da wir nun aber auf unsere Vögel nicht eifersüchtig sind, so wird ja unsere Liebe für sie auch wohl eine reine und edle sein. Die zärtlichste Sorgfalt, sagen unsere Gegner, ersetzt den Vögeln aber nicht ihre Freiheit. Dies ist der Cardinalpunkt, um den es sich handelt. Freiheit, Freiheit, Freiheit. Welcher schöne Klang liegt in diesem Worte, und wie viel Herrliches denken wir uns unter diesem Begriffe. Weil wir uns aber so sehr viel darunter denken können, machen die Menschen schon von dieser Denkfreiheit den ergiebigsten Gebrauch. Es sind die Ansprüche auf Freiheit individuell verschieden, und nichts ist wohl schrecklicher als die absolute Freiheit, und die Menschen zu allen Zeiten haben einen Abscheu und einen Schrecken gegen diese vollständigste Freiheit gehabt, und erklärten deshalb die grössten Verbrecher, um sie eben in den unangenehmsten Zustand zu versetzen, für „vogelfrei“. Es ist daher die Vogelfreiheit oder die Freiheit der Vögel ein durchaus nicht beneidenswerther Zustand. Die Freiheit der Vögel soll nun hauptsächlich darin bestehen, dass sie nach Belieben in grünen Wäldern oder belaubten Büschen oder auch in den blauen Lüften umher vagabondiren können. Diese Freiheit haben die Vögel allerdings, sehen wir aber zu, ob sie von dieser Freiheit einen bewussten Genuss haben, dann muss ich

dieser Ansicht geradezu widerstreiten. Die Vögel und andere Thiere bewegen sich nur so lange, als sie ein Bedürfniss befriedigen wollen, namentlich um ihren Magen so zu präpariren, dass er sie in den Stand setzt, eine recht lange behagliche Ruhe zu pflegen, d. h. dem Verdauungsgeschäfte, dem *dolce far niente* obzuliegen. Da die Vögel sich nun nicht an gefüllten Tafeln niederlassen können, sondern jedes Körnchen oder jedes kleine Insect erst suchen oder fangen müssen, so sind immer einige Stunden erforderlich, ehe der Act der Sättigung eingetreten ist, während der Brütezeit wird diese Thätigkeit sogar den ganzen Tag in Anspruch genommen. Sobald sie aber satt sind, geben sie sich einer lang andauernden absoluten Ruhe hin und machen zum Vergnügen auch nicht eine einzige Bewegung. Um diese Ruhe recht gemächlich und geschützt gegen Wetter sowohl wie gegen Raubthiere zu geniessen, bedürfen sie der Bäume und der Büsche, der Waldungen und der Hecken, weil sie eben nur im Stande sind sich Nester zu bauen, aber nicht festungsähnliche Wohnungen. Sie suchen den grünen Wald und die duftenden Gebüsche nicht aus idyllischen Gefühlen auf, sondern lediglich, weil sie in ihnen die beste Schutzwehr sehen. Sie ziehen den hässlichsten Dornstrauch dem brilliantesten Rosenbusche vor. Wenn die Vögel nun aber nicht zum Vergnügen umherflattern und nicht aus Gefühlspoesie die Wälder und Hecken aufsuchen, sondern nur einer Nothwendigkeit wegen, so werden sie auch den Verlust dieser Attribute ihrer Freiheit nicht betrauern, wenn sie eben in einen Zustand versetzt werden, wo sie das Eine nicht missen und das Andere nicht brauchen. Dann ist eben der Wald auch kaum ein Drittheil des Jahres ein reizender Aufenthalt, die übrigen acht Monate ist er weniger behaglich, und in dem Winter bei Schnee und Raufrost sogar ein sehr vermiedener Aufenthalt der Vögel. Besucht man bei schönen, sonnigen Tagen den frischen grünen Wald in den Monaten Mai und Juni, namentlich Morgens bei vollem Vogelgesange, so empfängt der Naturfreund einen Genuss, wie ein ähnlicher wohl nicht gefunden werden kann. Ich kenne wenigstens keinen höhern. Die meisten Jener, welche das Halten der Vögel im Zimmer so abscheulich finden, mögen auch wohl nur zuweilen und an heitern Tagen den Wald besuchen, und nicht bei stürmischem Regenwetter, weshalb bei ihnen der Enthusiasmus für Waldesduft und Waldesfreiheit unvermindert bleibt. Aber schon unsere Waldarbeiter haben keine Idee von der Poesie des Waldes, und wenn man diese fragt, „was sich der Wald er-

zählt“, so erhält man in ganz anderen Gefühlen gegebene Antworten, als die in jenem lieblichen Gedichte enthalten sind, dessen Titel ich eben erwähnte. Wenn also schon Menschen, die täglich im Walde leben müssen, nicht mehr für ihn schwärmen, sondern sehr gern zufrieden sein würden, wenn sie im Sommer in luftigen Zimmern oder in schattigen Werkstellen, und im Winter in trockenen und geheizten ihr Brod verdienen könnten, um so mehr lässt sich annehmen, dass Thiere, resp. Vögel sehr glücklich leben, ohne sich gerade im Walde zu befinden. Wir haben 365 Tage im Jahre, aber von diesen sind kaum hundert angenehme und freundliche, die übrigen 265 sind für ein Leben im Freien nicht gerade sehr anziehend. — Wie oft richte ich an meine Umgebung die Frage wenn draussen ein wüstes Wetter ist und meine Vögel im Zimmer die lustigsten Weisen singen, und ihre Verwandten im Freien massenhaft zu Grunde gehen, „ist dies nun Thierquälerei, dass ich meinen Thierchen eine so sorgenfreie, heitere und gesicherte Existenz bereite? wäre es nicht der entsetzlichste Barbarismus, wenn ich sie ihrem früheren traurigen Daheim überlieferte?“ — Einstimmig ist die Antwort: wenige Menschen leben angenehmer, als Ihre Vögel. — Lässt man die Vögel, die im Zimmer gehalten werden, besser frei im Zimmer fliegen oder giebt man ihnen zu ihrem Aufenthalte einen Käfig? Die Frage beantwortet sich leicht, wenn man die natürlichen Gewohnheiten der Vögel beobachtet hat. Die Vögel schwärmen nicht für den Communismus. — In der freien Natur will jeder Vogel oder jedes Vogelpaar sein unbestrittenes Revier haben, er nimmt unter Umständen mit einem etwas knappen fürlieb, aber das, was er hat, will er ungetheilt besitzen, mit Andringlingen kämpft er auf das heftigste, und wenn er es möglich machen könnte, würde er gar keinen Vogel in seinem Reviere leiden, auch die, welche nicht zu seiner Species gehören, würde er gar zu gern vertreiben, doch schickt er sich hier in das Unvermeidliche, obgleich täglich Neckereien und Streitigkeiten ernsterer Natur vorkommen. Wie werden sich neulich die gefiederten Bewohner des Au-Gartens in Wien entsetzt haben, als der Oberceremonienmeister Fürst Hohenlohe ihnen Gesellschaft in den auf dem Markte confiscirten Verwandten zugeführt hat! — Ich kann Jedem versichern, dass diese unglücklichen Befreiten auf das heftigste von den berechtigten Insassen angegriffen sind, dass nach 24 Stunden Alles getödtet war, dessen Schwingen nicht in unverletztem Zustande waren, um auf dem kürzesten Wege in seine ursprüngliche

Heimath zu gelangen, was wohl bei den meisten nicht der Fall gewesen ist. Und diese That, wodurch so und so viel Vögel auf eine ganz jämmerliche Weise um's Leben gebracht wurden, wurde in allen Blättern als ein Act grosser Humanität gepriesen. Jeder Vogel bleibt dem Orte, an dem er geboren ist, mit der grössten Treue anhänglich. Er lässt sich nicht beliebig versetzen, geschieht dies, so kehrt er, wenn er vollständig gesund ist, ungesäumt in seine Heimath zurück. Ich habe mir früher die grösste Mühe gegeben, dieselben zu acclimatisiren, um, weil ich nicht selbst in meiner Heimath leben konnte, doch heimathliche Vogelgesänge um mich zu haben, doch ist mir dies nie gelungen. Ein einziges Exemplar hielt sich bis zum Herbste, traf aber nach der grossen Wanderung nicht wieder ein. Nichtfachkenner haben in dieser Beziehung die wunderlichsten Erfahrungen gemacht, und könnte ich eine Masse der interessantesten Anekdoten erzählen, wie Dieser oder Jener sich eine Masse Vögel aus fernen Gegenden gekauft hat, um seine Parkanlagen zu bevölkern. Bei vorgenommener Untersuchung fand ich denn stets, dass von diesen gewaltsam herangezogenen auch nicht ein einziger geblieben war, welches Resultat sich sehr leicht nach ihren Stimmen beurtheilen lässt. Denn die Gesänge der Vögel wechseln mit den Gegenden; so gut wie jede Gemeinde ihr besonderes Idiom hat, so findet man auf eine Distanz von ca. 6—8 Stunden immer ganz andere Gesänge bei derselben Species. — Ich würde also sofort hören, wenn sich irgendwo ein Einwanderer niedergelassen hätte, würde sogar genau bestimmen können, woher dieser Einwanderer gekommen sei. Höchst interessant müsste es sein, nachzuweisen, wie weit die Grenzen eines jeden Stammes gingen. Ich nenne hier Stämme die Gruppen oder die Menge von Vögeln, welche genau dieselben Gesänge oder Melodien singen, und die sich nur durch ihr Organ unterscheiden. Sie werden wohl eben so zahlreich sein, als die Stämme der Deutschen, und dass sie eben so eifersüchtig auf die berechtigten Eigenthümlichkeiten wie diese sind, kann ich bezeugen, weil Fremdes nicht darin gedeiht. Vor mehreren Jahren hatte sich nach der grossen Winterwanderung ein Vogel von seinem Stamme verloren und sich zu einem andern, der ungefähr 40 Meilen davon seine Sitze hatte, gesellt. Natürlich musste mir ein Vogel, der sich in einem nicht heimischen Dialekte äusserte, sofort auffallen, zufällig hatte ich früher ein Jahr in seiner eigentlichen Heimath verlebt, und erkannte denselben sofort, ohne seinen Pass, denn die waren damals noch an der Tages-

ordnung, eingesehen zu haben. Genug, dieser Vogel blieb den ganzen Sommer und führte ein sehr vergnügtes Familienleben. Er selbst kam im nächsten Frühjahre nicht zurück, dagegen wurde sein Andenken durch 5 muntere Sprösslinge in Ehren gehalten, die ihre Gesänge in des Vaters Weise vortrugen. Ich freute mich nun schon, dass unser heimisches Repertoire reichhaltiger werden sollte. Doch in 3 Jahren war Alles wieder verschwunden, wie die frühere Cultur in Grönland. Also die Grenzen dieser Stämme festzustellen, die sich, wie gesagt, sehr charakteristisch unterscheiden, und anbei zu erforschen, ob wohl in weiten Entfernungen doch vielleicht dieselben Stämme zu finden seien, müsste eine höchst angenehme Aufgabe sein. Hierzu gehört indess viel freie Zeit und viel Geld, und beides besitze ich als Proletarier nicht. Unser allergnädigster Kaiser müsste sich sonst bewogen finden lassen, mir ein Reisestipendium zu verleihen. Durch meine Geschäftsreisen ist mir nur der grössere Theil von Nord- und West-Deutschland bekannt — ich kann also nur behaupten, dass ich in den mir bekannten Gegenden nirgends dasselbe Idiom im Vogelgesange gefunden habe.

Kommen wir darauf zurück, ob die Vögel besser in Käfigen oder frei im Zimmer umherfliegend zu halten seien. Die Vögel haben lieber den kleinsten Raum ungetheilt für sich, als den grössten gemeinschaftlich. Der Käfig ist ihnen vollständig geräumig, der ihnen erlaubt, ungenirt ihre Toilette zu machen. Ein zu grosser Käfig ist ihnen schon ungemüthlich. Sie sehen schon nicht gern, wenn die Käfige nahe zusammen hängen, und sobald man mehr als ein Exemplar in ein und demselben Zimmer, natürlich in getrennten Käfigen, hält, sind sie schon unlustig, nicht allein die Finken, für die es eine förmliche Pein während der Singzeit ist, zu zweien in demselben Gemache, wenn dieses nicht auf den Namen Saal Anspruch macht, sich zu befinden. Bei den Drossel-Arten habe ich gefunden, dass von ihnen jede Sorte gern für sich ein Zimmer hat; sobald ich Zippdrossel und Amsel in demselben Zimmer hielt, liess die eine oder andere stets im Gesange nach, schwieg auch wohl den ganzen Sommer. Bei richtiger guter Pflege sind die Vögel in Käfigen wohl aufgehoben, und die meinigen sind stets so sauber wie im Freien, dabei sehr heiter und zufrieden. Ihr Gefieder ist im besten Zustande, sogar die Farben stehen hinter denen der Wildlinge nicht nach. Nur die Rekruten sehen nicht immer elegant aus; aber bei Rekruten ist dies einmal so gebräuchlich. Ich wollte, ich hätte den ganzen Anti-Thierquälereiverein von Zürich in

meine Vogelstuben führen können, er würde seine Meinung, dass meine Vögel sich im Zustande der Quälerei oder der Qual befinden, sofort gründlich geändert haben. Vielleicht aber auch nicht. — Vor einiger Zeit liess ein Schutzmann des Anti-Thierquälereivereins einen Aufsatz in einem öffentlichen Blatte vom Stapel, in dem zuvörderst weitläufig auf den Nutzen der Singvögel für Feld und Wald hingewiesen wurde, dann wurde die Romantik hervorgesucht und der Vogelgesang in Feld und Wald gefeiert. Schliesslich wurde der Barbarismus, Vögel in Käfigen zu halten, als Paradeponner geritten. Ja, hiess es, wenn die Vögel in den Käfigen auch noch so sehr gepflegt werden, wenn sie auch ein noch so gutes Aeusseres bewahrt haben, so könnt ihr euch leicht von ihrem unglücklichen Zustande überzeugen, wenn ihr auf ihren Gesang achtet. Die fröhlichen Melodien der Wälder sind vergessen, und was sie noch singen, sind nur noch Trauerlieder, um den Schmerz über die verlorene Freiheit auszudrücken. Mit solchen plumpen Erfindungen soll nun das leichtgläubige Publikum gegen uns aufgehetzt werden. — Wenn einer meiner Vögel auch nur einen Ton von dem Gesange, wegen dessen ich ihn zuvor gefangen habe, später im Zimmer vergässe oder nach Belieben umänderte, würde ich ihn nicht behalten. Aenderung der Gesänge ist mir aber nur bei sehr jung gefangenen Vögeln vorgekommen. Um zu zeigen, wie schwierig sich unsere Gegner wissentlich oder unwissentlich überzeugen lassen, will ich noch ein Beispiel anführen. Ein anderer Anhänger der Anti-Thierquäler, mit dem ich mich über das Halten der Stubenvögel in eine Discussion eingelassen hatte, sagte mir, „Ihre Vögel mögen noch so mobil sein und noch so viel singen, so thun sie letzteres nur aus Langerweile.“ Manche mögen in dieser Idee eine geistreiche Entdeckung finden und sie für originell und richtig halten. In der Gefangenschaft ist es jedenfalls langweilig, calculiren sie. Würden auch noch richtiger calculiren, wenn sie sagten, ein Leben, in dem man nicht täglich seine Kämpfe und seine Sorgen um des bischen Lebens willen hat, ist ein langweiliges, sehr langweiliges. Aber die Schlaunen sagen dies nicht, vielleicht denken sie es auch nicht. Dass die Vögel nicht so denken, weiss ich ganz absolut. Sie haben für alle Gemüthsstimmung — und deren haben sie eine gerade so mannigfaltige Sammlung wie die Menschen — eine ganz besondere Ausdrucksweise, d. h. sie haben für ihren Hunger, ihren Zorn, ihren Schrecken, ihren Anlass zur Vorsicht, ihren Wunsch, Gesellschaft um sich zu haben, u. s. w., ganz ver-

schiedene charakteristische Töne, sie haben auch einen ganz bestimmten Ton, den sie von sich geben, wenn sie sich ennuyiren. Alle diese verschiedenen Töne sind den meisten Vogelliebhavern bekannt, und gehört es hier nicht hin, dieselben genau zu bezeichnen.

Die Vögel haben daher einen Ausdruck für ihre höchste Behaglichkeit und eben einen für ihre grösste Unbehaglichkeit. Sie sind nun nicht so stupide, dass sie diese beiden Gemüthsstimmungen verwechseln und wie ungeübte Musiker falsche Töne angeben. Der Ausdruck der Unbehaglichkeit des Vogels kennzeichnet sich schon durch die Widerlichkeit des Tones, mit dem er diese kundgiebt, und kein Vogel wird singen, wenn er sich nicht in einem Ueberflusse von Behaglichkeit befindet. Singt ein Vogel, er mag seinen Aufenthalt haben, wo er will, so ist dies ein Zeichen, dass er sich vollständig wohl und zufrieden fühlt. Je mehr er singt, desto wohler ist er. Wenn Singen überhaupt ein Zeichen des höchsten Wohlbefindens bei Menschen und Thieren ist, so sehe ich nicht ein, wie es mit einem Male ein Signal für Langeweile sein soll. Umgekehrt habe ich noch nie beobachtet, wie Menschen, die von der schrecklichsten Langeweile geplagt wurden, sich also auf das entsetzlichste ennuyiren, in diesem Zustande Lieder in den lustigsten Weisen aus voller Herzenslust vorgetragen hätten. In welche Wonne würden wir versetzt werden, wenn sich mit einem Male alle langweiligen Gesellen als die herrlichsten Sänger entpuppten. — Jetzt will ich aber auch verrathen, wer die Vögel mit der Zumuthung, sie sängen aus Langeweile, verhöhnt hat. Nun es war eben ein sehr langweiliger Gesell. Die böse Welt nannte ihn einen Hypochonder. Unter den Vögeln giebt es auch Hypochonder, aber diese singen nie. Hielten deshalb auch die unbefiederten ihren Schnabel.

Ueber den Zustand der Vögel in Käfigen verbreiten sich auch wohl deshalb leicht falsche Ansichten, weil den Vögeln und überhaupt den Thieren viel mehr geistiges Gefühl zugeschrieben wird, als sie besitzen. Hätten sie dieses wirklich in dem Maasse, wie zuweilen angenommen wird, so läge allerdings eine Härte darin, dass wir die Vögel in Käfigen oder im Zimmer halten, dass wir sie von ihren Verwandten, Frauen und Kindern und Freunden trennen. Diese Liebe in höherer Bedeutung, wie sie den Menschen beseelt und über das Thier erhebt, kennt das Thier oder der Vogel nicht. Verliert das Vogelweibchen seinen Gemahl, so durchsucht es erst das ganze Haus, d. h. hier seinen gewöhnlichen Standort, findet es denselben nicht, so setzt es sich nicht hin und klagt und

weint über den unersetzbaren Verlust, oder lässt sich gar wie eine indische Wittwe verbrennen. Nein, dieses Alles nicht. Das Weibchen geht sofort, sobald es sich überzeugt, dass das Männchen abhanden gekommen, von der praktischen Ansicht aus, dass dieser Verlust ersetzt werden müsse und sich ersetzen liesse. Und richtig, nach einigen Stunden kehrt es mit einem neuen Gatten zurück, zuweilen in gemischter, ein andermal in ungemischter Ehe.

Ich fing vor einigen Jahren von einem in meiner Nähe lebenden Vogelpärchen das Männchen. Den folgenden Tag hatte sich die trauernde Wittwe in neue Ehebande geschlungen. Den dritten Tag fing ich den zweiten Gatten, doch denselben Nachmittag war der dritte Liebhaber gefunden und gewonnen. Doch wurde auch dieser am fünften Tage gefangen. Vogelweibchen und ich liessen uns nun auf einen hartnäckigen Strauss ein. Die liebebedürftige Dame verschaffte sich fortwährend neue Ehezärter, und ich war eben so ausdauernd im Wegfangen derselben. Jeder Gefangene wurde sofort auf das sauberste gereinigt und frei herumfliegend in ein geräumiges und sonniges Zimmer gesetzt. So hatte sich die Gesellschaft der getäuschten Ehemänner in kaum 14 Tagen zu 7 Stück angesammelt und das grosse Problem sollte zu Ende geführt werden. Ich wollte nämlich sehen, ob wirkliche, sich bewusste, treue Liebe bei den Vögeln existire, oder ob das Zusammenleben derselben nur auf Befriedigung eines augenblicklichen Bedürfnisses beruhe. Ich liess deshalb die gefangenen 7 Männchen zu gleicher Zeit frei, bevor das Weibchen Zeit und Gelegenheit gehabt hatte, sich ein achttes zu annectiren. Es entspann sich nun ein Kampf, in Wuth und Tapferkeit gleich dem der 7 vor Theben, zwischen den Freigelassenen, vorläufig nicht um das Weibchen, welches sich während dieser Zeit ganz passiv verhielt, sondern um den Platz. Der erste Mann kümmerte sich so wenig wie der siebente um das Weibchen und so vice versa. Nach einigen Stunden war der Kampfplatz vollständig von 5 Kämpfern verlassen und es befanden sich nur noch Nr. 3 und Nr. 6 auf demselben. Am folgenden Morgen befand sich Nr. 6 als alleiniger Sieger im Besitz der vielbestrittenen Localität und des vielbegehrten Weibchens, mit dem er den ganzen Sommer in glücklicher und fruchtreicher Ehe verlebte.

Aus dieser kleinen Episode aus dem Vogelleben gehen nun zwei bedeutsame Erscheinungen hervor, von denen die eine für den Psychologen und die andere für den Ornithologen von Werth ist. Man sieht, dass das Thierweibchen nicht nach menschlichen Be-

griffen beurtheilt werden, dass hier nicht von einer idealen Liebe die Rede sein kann, sondern das Thierweibchen gehört einfach dem Sieger oder, wenn wir wollen, dem Zufalle.

Dass die Vögel in monogamer Ehe leben, beruht jedenfalls nur auf einem Naturgesetze und nicht auf einem Sittengesetze, dem die Moral als Grundlage dient. Für den Naturforscher bleibt ein weites Feld, den Ursachen nachzusuchen, weshalb so viele überzählige Männchen vorhanden sind. Sollten so viele mehr ausgebrütet werden oder gehen verhältnissmässig mehr junge Weibchen zu Grunde, hoffentlich nicht an gebrochenem Herzen. Ich bin entschieden der Meinung, dass von manchen Seiten heutigen Tages den Thieren viel zu viel Verstand unterbreitet wird. Oft liest man von kleinen Charakterzügen der Thiere, und diese kleinen Notizen schliessen stets mit der leisen Anfrage: haben die Thiere Verstand oder nur Instinct, und man sieht es dem Erzähler an, wie lüstern er nach der Antwort ist: Ja, Ihr Hund, Ihre Katze, Ihr Rabe haben unendlich viel Verstand.

Die Thiere haben allerdings Verstand, oft recht viel, auch ein gutes Gedächtniss, aber durchaus keine Ueberlegung, und man kann daher den Impuls ihres Handelns nur mit Instinct bezeichnen. Oder sagen wir lieber, sie haben Verstand, aber keine Vernunft. Unter den Thieren ist die Rangklasse in noch bedeutend mehr Abstufungen getheilt, als bei dem russischen Adel, und die Vögel im Allgemeinen nehmen eine der untersten Stufen ein. Ich greife daher zu einem höher organisirten Thiere, um ein Object für meinen zu führenden Beweis zu haben. Niemand wird bestreiten, dass das Pferd eins der klügsten und verständigsten Thiere ist, die wir besitzen und die wir kennen. Ich schalte deshalb eine kleine Anekdote hier ein, die über die Handlung eines Pferdes Mittheilung giebt, welche zu ihrer Zeit grosse Sensation erregte. Der Bäckermeister H. fuhr an einem schönen Wintermorgen in einem Schlitten, der mit einem Pferde bespannt war, von E. nach B. Es gab und giebt auch wahrscheinlich heute noch zwischen diesen beiden Orten zwei Wege. Der eine führt eine Chaussee zwischen Thälern an verschiedenen Wohnorten vorbei und bildet einen Kreisbogen. Der andere Weg ist die Sehne zu diesem Bogen, also um ein Bedeutendes kürzer, führt aber fortwährend über ein Hochplateau, hauptsächlich über Felder und Wiesen, und theilweise durch Wald, ohne irgend einen Wohnort zu berühren; H. wählte zu seiner Reise diesen letzteren Weg. Am Morgen ging die Schlittenfahrt bei präch-

tigem Wetter glatt ab, aber bei der Rückkehr gegen Abend erhob sich ein bedenkliches Schneegestöber mit Treiben. H. gerieth mit seinem Schlitten in dasselbe, verlor den Weg und fuhr und fuhr mit seinem Pferde so lange, bis beide vollständig ermattet und verirrt waren. Es war vollständig Nacht geworden, und trotz seiner Ermüdung fasste H. einen heroischen Entschluss. Er stieg aus dem Schlitten, befreite das Pferd von seinem Geschirre und von dem Schlitten, und trieb es durch mehrere kräftige Hiebe seiner gewaltigen Schlittenpeitsche von sich fort. Das Pferd, von seiner Last befreit, war nun in kurzer Zeit verschwunden. Meister H. setzte sich vollständig resignirt wieder in seinen Schlitten, erfreut, seinem Pferde die Möglichkeit verschafft zu haben, nicht nothwendig in seinen nicht zu bezweifelnden Untergang verwickelt zu werden, und vollständig in sein Schicksal ergeben, erwartete er gefasst die Dinge, die da kommen würden. Doch kaum eine Viertelstunde hatte er in dieser peinlichen Situation vollbracht, als er sehr angenehm durch Pferdegewieher aus seinem Halbschlummer geweckt wurde. Das Wiehern erschallte immer munterer und näher, und nach einigen Minuten war das treue Pferd wieder bei seinem verlassenen Herrn. Das Pferd war ausserordentlich freudig erregt und gab diese Stimmung auf jede ihm zu Gebote stehende Weise zu erkennen. H., durch dieses Begegniss von Neuem belebt, spannte seinen Braunen wieder in den Schlitten, und als er sich selbst wieder in denselben gesetzt, überliess er dem Pferde die freie Führung. Dasselbe ging auch kräftig und wie unermüdet vorwärts, und in kaum mehr als fünf Minuten stand es an dem steilen Rande eines Berges, ging rasch hinunter, kam unten auf die noch gut passirbare Chaussee, und nach einer halben Stunde dankte Meister H. im Kreise seiner jubelnden Familie, beim warmen Ofen und einem Glase guten Punsch, Gott für seine unerwartete Rettung, dann aber auch seinem braven Pferde. Es wird gewiss Niemand leugnen, dass in dieser That des Pferdes viel Verstand oder viel Scharfsinn liegt. Ich interessirte mich nun sehr für dieses Pferd und erkundigte mich häufig nach ihm. Wäre dieses Pferd nun mit einer besondern Portion Verstandes begabt gewesen, so hätte es diesen auch unausgesetzt offenbaren müssen, oder doch wenigstens bei der einen oder der andern Gelegenheit. Doch ist nie in dieser Beziehung an dem Pferde etwas Aussergewöhnliches wieder beobachtet, und es hat seine ferneren Tage in der Alltäglichkeit aller übrigen Pferde verlebt.

(Schluss folgt.)

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Journal für Ornithologie](#)

Jahr/Year: 1872

Band/Volume: [20_1872](#)

Autor(en)/Author(s): Preen C. von

Artikel/Article: [Ausrottung der Singvögel. 209-224](#)